

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 59 (1985)

Artikel: Die Vogelwelt der Stadt Aarau [Fortsetzung]
Autor: Fäs, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-559301>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Vogelwelt der Stadt Aarau (III)

Nachdem ich in den letzten beiden Aarauer Neujaarsblättern die Vögel des Stadtkerns, der Gewässer und der Auenwälder Aaraus beschrieben habe, möchte ich jetzt auf die Brutvögel der Aarauer Außenquartiere eingehen. In einem Jahr werde ich mich an dieser Stelle dann abschließend noch mit den restlichen Brutvögeln unserer Stadt befassen.

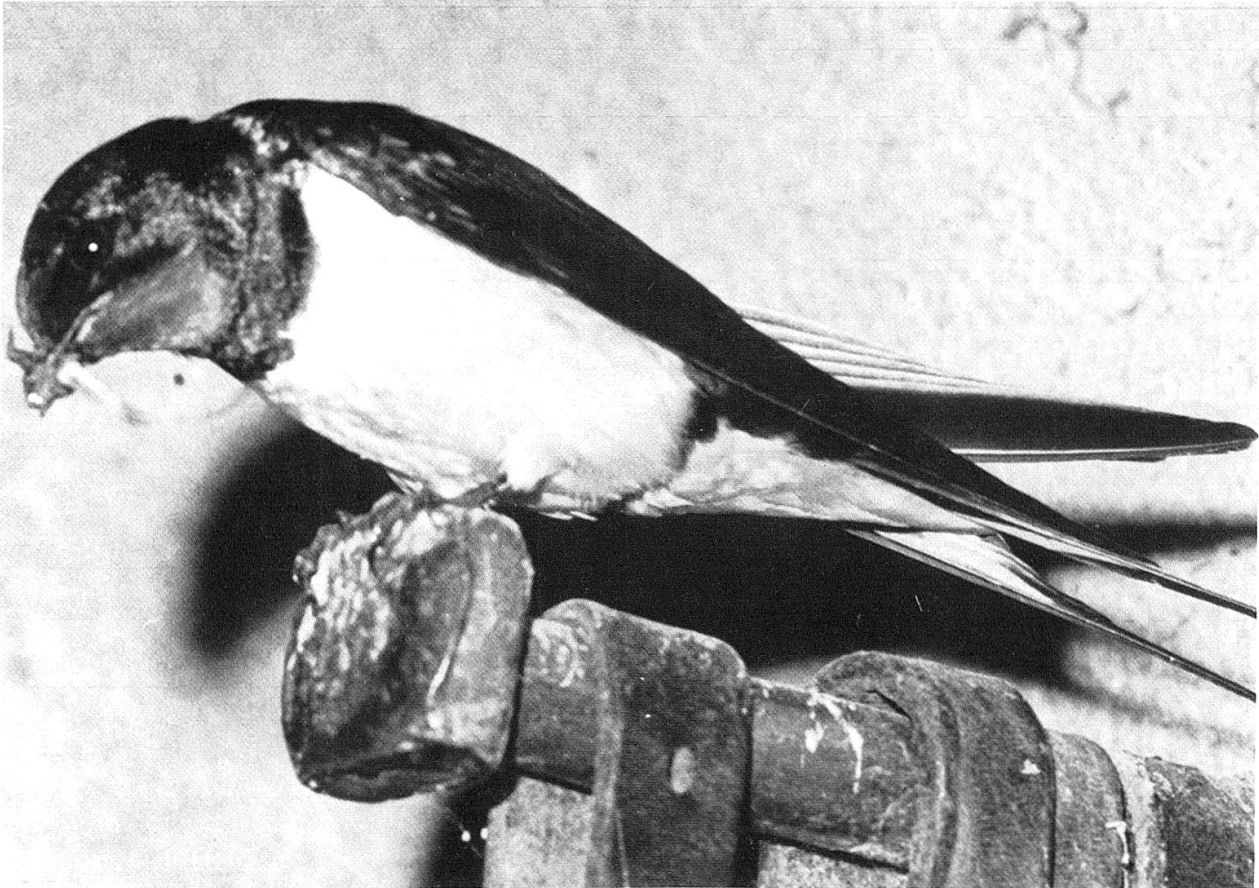
Schwalben

Von den 4 in der Schweiz vorkommenden Schwalbenarten brüten in Aarau deren 2, die Rauch- und die Mehlschwalbe. Die kleinste Art, die Uferschwalbe, findet man noch in Aaraus Nachbarschaft, in einer Kiesgrube in Niedererlinsbach, und die Felsenschwalbe fehlt seit jeher im Mittelland.

Die Zahl der Schwalben hat in Aarau in den letzten Jahren stark abgenommen. In diesem Frühjahr waren an den beiden traditionellen Brutplätzen, Bauernhaus Binzenhof und Roggenhausen, nur noch insgesamt 3 Rauchschwalben- und 2 Mehlschwalbennester bewohnt. Die Mehrzahl der vom Aarauer Natur- und Vogelschutzverein aufgehängten Kunstnester blieb leer. Erfreulicherweise baute heuer erstmals ein Mehlschwalbenpaar ein Nest an einem modernen Betonhaus am Hungerberg. Vor wenigen Jahrzehnten brütete die Mehlschwalbe noch mitten in der Altstadt, unter

anderem am Altersheim an der Milchgasse. Die erstaunlich fluggewandten und zierlich wirkenden Schwalben haben einen stromlinienförmigen Körper mit langen, spitzen Flügeln. Sie besitzen schwache und kleine Füße sowie einen breiten, weit aufsperrbaren Schnabel, mit dem sie Insekten im Flug erbeuten. Fliegend trinken sie, fliegend baden sie auch, indem sie bei der Insektenjagd dicht über der Wasseroberfläche hin und wieder mit der Brust ins Wasser eintauchen.

Das Baden zur Körperpflege kennen nur Vögel und Säugetiere. Bei Vögeln dient es vor allem der Gefiederpflege, Schmutz und Parasiten werden dadurch entfernt. Die meisten Vögel baden ausgesprochen gern. Der Badestil variiert von Vogelart zu Vogelart. Schnepfenvögel zum Beispiel lassen sich aus vollem Flug auf das Wasser fallen, tauchen Hals und Kopf ein und schlagen heftig mit den Flügeln. Tauben, Krähen und Drosseln duschen im Regen mit gespreizten Federn. Meisen, Laubsänger und Goldhähnchen huschen mit eifrigen Badebewegungen durch nasses Gras oder über feuchte Blätter. Der Star stürzt sich sogar ins kalte Winterwasser. Gebadet wird aber nicht nur im Wasser, sondern – vor allem von Gebirgsvögeln – auch im Schnee, der dann nach allen Seiten auseinanderstiebt. Hühnervögel, Feldlerche und Spatzen entledigen sich mit Hilfe von Staubbädern ihrer Parasiten und des überschüssigen Fettes im Gefieder. Bäder an der



Sonne und in Ameisenhaufen sind bei einzelnen Vogelarten ebenfalls beliebt. Vögel säubern ihr Gefieder zudem regelmäßig mit dem Schnabel und den Füßen. Größere Vögel, zum Beispiel Hühner, reinigen ihren Körper mit dem Schnabel «oben herum», das heißt über die Flügel hinweg. Singvögel putzen sich dagegen «unten herum», also unter den Flügeln hindurch. Vögel mit langen Schnäbeln müssen sich dabei oft stark verrenken.

Die Körperreinigungsprogramme sind angeboren und beschränken sich auf das optimal lebensnotwendige Maß. Überflüssige Luxusputzhandlungen gibt es bei Vögeln im Gegensatz zu gewissen Hausfrauen nicht. Von jedem Körperteil des Vogels wird ständig Information über den Sauberkeitszustand an das Gehirn geleitet, das dann koordiniertes Säubern einleitet. Gegenseitiges (soziales) Putzen dient nicht nur der Körperpflege, sondern auch der

Partnerbindung und der innerartlichen Verständigung.

Nach diesem Hygiene-Exkurs kehren wir wieder zu den Schwalben zurück. Die Mehlschwalbe hat ihren Namen von der reinweißen Unterseite, dem weißen Bürzel und den weißbefiederten Füßen. Das übrige Gefieder ist blauschwarz. Die Rauschschwalbe, die früher gern im Rauchfang der Häuser brütete, besitzt als besondere Kennzeichen einen tief gegabelten Schwanz mit langen Spießen, eine rostrote Kehle, eine schwarzblau glänzende Oberseite und eine rahmfarbene Unterseite.

Beide Arten bauen ein kunstvolles Nest, dessen äußere Wandung aus Lehmklümpchen besteht, die mit dem klebrigen Speichel zusammengekleistert werden. Feine, zwischen die Nestwände eingelegte Halme und Haare tragen zur besseren Festigung bei. An der Luft trocknen die Wände rasch und werden hart wie Beton. Der Innenraum wird mit Haaren, Federn und dünnen Hälmchen ausgekleidet. Die Mehlschwalben verschließen oben ihre Nester bis auf ein kleines Einschlupfloch und kleben sie kolonieweise an die Außenwände von Gebäuden und an Felsen. In Zeglingen zählte man 1980 an einem einzigen Bauernhof 120 natürliche Nester. Die Rauchschwalben bauen ihr Nest, das oben offenbleibt, fast immer im Innern von Gebäuden, mit Vorliebe in Scheunen und Ställen. Der Nestbau dauert mindestens 8

Tage, bis zu 1400 einzelne Lehmklümpchen werden dazu verwendet.

Die Aarauer Schwalben verbringen den Winter in Zentral- und Südafrika. Unsere Vorfahren glaubten bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, daß die Schwalben – ähnlich wie Amphibien – in warmen Sümpfen überwintern. Auch angesehene Wissenschaftler wie Linné und Kant teilten diese Meinung, die wahrscheinlich auf der Beobachtung beruhte, daß Schwalben im Herbst und Vorfrühling gern über dem Wasser der Sümpfe jagen und im Schilf übernachten. Nach Ansicht der alten Griechen überwinterten die Schwalben, völlig entblößt von Federn, in Felsspalten und Höhlen.

Die Schwalben erfreuen sich beim Menschen in der Regel großer Beliebtheit. Vor ein paar Jahren soll allerdings ein mißratener Aarauer Jüngling auf die paar letzten Mehlschwalbennester am Binzenhof geschossen haben, und im Luxushotel Villa d'Este am Comersee werden die Schwalben mit elektrisch geladenen Netzen vertrieben.

Die Schwalbe gilt bis heute allgemein als Verkünderin des Frühlings oder des Sommers. Ihre Rückkehr wird noch gegenwärtig in Griechenland am 1. März besonders gefeiert. Bei ihren Umzügen führen Kinder und Jugendliche künstliche Schwalben mit; sie singen dabei Schwalbenlieder und heischen Gaben. In deutschen Städten war es früher die Pflicht der

Turmwärter, auf die ersten Schwalben zu achten, sie durch Blasen zu begrüßen und ihre Ankunft öffentlich als frohes Ereignis anzukündigen. Das Sprichwort «Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer» stammt aus der Antike und wird heute in den meisten europäischen Sprachen verwendet, wobei die Italiener und Franzosen statt Sommer Frühling sagen. Die Popularität der Schwalben kommt auch in vielen Legenden zum Ausdruck. Eine davon stammt aus dem Tessin, wo Mönche das wunderschön gelegene Kapuzinerkloster Bigorio zuerst in der Ebene bauen wollten. Da gab Gott zwei Zeichen: Schwalben holten Kalkstückchen auf der Baustelle in der Ebene und bauten daraus auf dem Monte Bigorio eine wie von Meisterhand geschaffene Säule aus Kalk. Bald danach stahl ein Rabe den Bauplan des Klosters aus einem Arbeitskittel und trug ihn auf den Monte Bigorio neben die Kalksäule. Danach wurde das Kloster auf dem Hügel gebaut.

Nach der Schwalbe sind diverse andere Tiere und Pflanzen benannt. Der Schmetterling Schwalbenschwanz und die Pflanze Schwalbenwurz haben besondere Merkmale, die entfernt an Schwalben erinnern. Das Schwalben- oder Schöllkraut blüht von der Ankunft der Schwalben im Frühjahr bis zu ihrem Wegzug im Herbst. Die Silbe «Schöll» entspricht der eingedeutschten Form des griechischen Wortes Chelidon, was übersetzt Schwalbe heißt. Viele

elegante und/oder schnelle Schiffe tragen den Namen Schwalbe. Das bekannteste unter ihnen ist wohl John Maynard's Schwalbe, die Theodor Fontane in seiner Ballade über den Erie-See fliegen läßt.

Die Schwalbe wurde schon in der altgriechischen Literatur eifrig besungen. Auf griechischen Vasen ist die Beobachtung ihrer Ankunft und ihre freudige Begrüßung oft dargestellt. Auf antiken Grabmälern findet man die Schwalbe häufig als Sinnbild der Klage. Ihren Gesang empfanden die Griechen als Geschwätz in der Barbarensprache und zugleich als melancholisch. Den Römern dienten Schwalben hin und wieder zur Übermittlung von Nachrichten, ähnlich wie uns heute noch die Brieftauben. In der Volksmedizin spielte die Schwalbe früher eine bedeutende Rolle. Der assyrische König Orus zum Beispiel empfahl als Mittel gegen Trunkenheit die Einnahme von zerriebener Asche eines Schwalbenschwanzes mit Myrrhe und – ausgerechnet – Wein. Unter diesem Medikament mußten wenigstens keine Entzugserscheinungen befürchtet werden. In Zuckerwasser oder Honig gekochte Schwalben heilen angeblich Augenkrankheiten sowie Geschwüre der Zunge und der Lippen. Diphtheriekranken mußten in der Antike Schwalbennester essen, was in Anbetracht der steinharten Wände für zahnlose Patienten gar nicht so einfach gewesen sein dürfte. In Bauernregeln ist die Schwalbe ebenfalls gut ver-

treten. In der ganzen Schweiz gilt: «Wenn die Schwalben hoch fliegen, bedeutet das schönes Wetter; fliegen sie tief, gibt es Regen.» Aus Jenisberg (Graubünden) stammt die Regel «Bleiben die Schwalben lange, so sei vor dem Winter nicht bange», und in Hallau sagt man: «Bauen im April schon die Schwalben, gibt's viel Futter, Korn und Kalben.»

Gartenrotschwanz, Feldsperling

In den spärlichen Baumgartenresten Aaraus und vereinzelt noch in Gärten brüten der Gartenrotschwanz und der Feldsperling.

Der Gartenrotschwanz, auch Gartenrötel genannt, ist einer der schönsten Singvögel der Schweiz. Er hat, wie der Name sagt, einen rostroten Schwanz, mit dem er oft zittert. Die besonderen Kennzeichen des Männchens sind zudem eine schiefergraue Oberseite mit weißer Stirne, eine schwarze Gesichtsmaske und eine rote Unterseite. Er ernährt sich von Insekten und im Spätsommer auch von Beeren. Sein Nest baut er in natürlichen Baumhöhlen und Nistkästen.

Nistkästen fanden übrigens um 1400 in Schlesien erstmals Verwendung. Sie wurden allerdings nicht aus Tierliebe aufgehängt. Zu jener Zeit galten junge Vögel, insbesondere Stare, als Leckerbissen. Dank den Nistkästen kam man ohne große Mühe

zu den begehrten Vögeln. Die erste Brut wurde jeweils verzehrt, und die zweite ließ man leben, da man die Vögel ja schließlich nur nutzen und nicht ausrotten wollte.

Der Feldsperling oder Feldspatz ist kleiner und zierlicher als der Hausspatz. Er hat eine braune Kopfplatte und einen schwarzen Fleck mitten in der weißen Wange. Im Gegensatz zum Hausspatz leben viele Feldspatzen ein ganzes Leben lang paarweise zusammen im gleichen Brutrevier.

Daß Vögel nie ausschließlich Nützlinge oder Schädlinge sind, fiel schon Friedrich dem Großen am Beispiel der Spatzen auf. Als großer Kirschenliebhaber ärgerte sich Friedrich über die Spatzen, die mit Heißhunger über die Kirschen herfielen. Eines Tages befahl er, wenn man einer Zeitung aus dem Jahre 1854 glauben darf, alle Spatzen zu vernichten. Er setzte eine Kopfprämie von 6 Pfennig pro Spatzenkopf aus, was den Staat in zwei Jahren viele tausend Taler kostete. Nach zwei Jahren widerrief er den Befehl, weil es wohl keine Spatzen mehr gab, dafür aber um so mehr Raupen, die Kirschen und Laub fraßen. Er ließ sogar Spatzen als Raupenvertilger von weit her wieder einführen. Wenn heutige Politiker doch nur ebenso rasch von ihnen inszenierte Störungen des biologischen Gleichgewichtes wieder korrigieren würden! Andere typische Obstgartenvögel wie Steinkauz, Wiedehopf und Rotkopfwürger sind in Aarau leider längst ausgestorben.



2

Grasmücken

In den buschreichen Gärten, in den Parks und in den lichten Laubwäldern unserer Stadt hört man im Frühling regelmäßig die Mönchsgrasmücke singen. Ihr Name hat weder mit Gras noch mit Mücke etwas zu tun. Das mittelhochdeutsche Wort «smucken» oder «smiegen» heißt sich anschniegen und ist ein Hinweis auf ihre versteckte Lebensweise im dichten Ge-

büsch. Die Vorsilbe «gra» bedeutet grau und bezeichnet die vorherrschende Körperfarbe. Die schwarze Kopfoberseite des Männchens verhalf ihr zum Mönch in der Artbezeichnung. Manchenorts heißt sie deswegen auch Schwarzkopf. Das Weibchen trägt ein rotbraunes Käppchen. Ihr Gesang besteht aus kurzen, abwechslungsreichen Zwitscherstrophen und einer melodisch flötenden Schlußstrophe, dem Überschlag. Dieser Überschlag wird je

nach Gegend nüchtern oder mit Variationen vorgetragen. Regionale Dialekte gibt es somit nicht nur bei uns Menschen, sondern auch bei Vögeln. Solche Dialekte, die vom menschlichen Ohr kaum, von Klangspektrographen jedoch genau erfaßt werden können, gehen oft über ein enges Kontaktgebiet von 50 bis 100 Metern, in dem Mischsänger auftreten, ineinander über.

Die Mönchsgrasmücke baut ihr Nest im dichten Gebüsch. Beide Ehepartner brüten und füttern. Kommt die Mutter durch einen Unglücksfall ums Leben, so übernimmt der Vater die Aufzucht der Jungen.

Die Gartengrasmücke brütet in Aarau fast nur noch in den Auenwäldern an der Aare. Sie ist schlicht graubraun gefärbt, singt dafür um so schöner. Bei unsern Vögeln gilt ganz allgemein, daß sich die Schönheit des Gesanges und die Schönheit des Gefieders umgekehrt proportional verhalten. Zwei typische Beispiele für diese Regel sind das häßliche Krächzen des stolzen Pfaus und der Kunstgesang der äußerlich schlichten Nachtigall.

Der Gesang der Gartengrasmücke besteht aus auffallend langen, wohl lautenden Zwitscher- und Flötenstrophen. Der Boden ihres Nestes ist zuweilen so dünn, daß man kaum begreifen kann, wie er die Eier festhält. Nähert sich ein Feind einem mit Jungen besetzten Grasmückennest, so versuchen die Eltern, ihn zu «verleiten», indem sie sich flugunfähig stellen und den Feind,

scheinbar hilflos vor ihm herflatternd, gezielt vom Nest wegführen.

Eine dritte Grasmückenart, die durch ihre weiße Kehle gezeichnete Dorngrasmücke, ist in Aarau leider ausgestorben. Früher war sie dermaßen häufig, daß sie 1787 den wissenschaftlichen Namen *Sylvia communis*, also gewöhnliche *Sylvia*, erhielt. 1968/69 nahmen die Brutbestände innerhalb eines Jahres in ganz Westeuropa um 80 bis 90 % ab und erholten sich seither nicht mehr. 1968/69 war es im Überwinterungsgebiet der Dorngrasmücke in Afrika extrem trocken, alles verdorrte, und im nordafrikanischen Raum wurde wegen einer Heuschreckenplage sehr viel Gift eingesetzt. Viele Dorngrasmücken starben an den Folgen der Dürre, andere verzehrten die vergifteten Heuschrecken und nahmen dabei große Mengen Insektizide in ihren Körper auf. Da die meisten Insektizide fettlöslich sind, werden sie im Fettgewebe des Vogelkörpers gespeichert und angereichert. Auf dem Zug nach Europa verbrannten die Dorngrasmücken ihr Körperfett zur Energiegewinnung, das Gift gelangte dabei in großer Menge in die Blutbahn und schwächte die Vögel dermaßen, daß die Mehrzahl von ihnen die Reise nach Europa nicht überlebte. Gemäß einer schwedischen Studie enthielt der Körper der wenigen überlebenden Rückkehrer aus Afrika im Frühling 1969 dreimal mehr DDT als der Wegzieher aus Schweden im Herbst.

Grasmücken gelten bei Bauern als Wetterpropheten, wie zwei Beispiele aus der umfassenden Sammlung schweizerischer Bauernregeln von Albert Hauser zeigen: «Singt die Grasmücke, ehe der Weinstock sprosset, folgt ein gutes Jahr» und «Grasmücken, die fleißig singen, wollen uns den Lenzen bringen.»

Fliegenschnäpper

In Aarau, in den Gärten und Parks sowie an Waldrändern, brüten zwei Fliegenschnäpperarten, der graue Fliegenschnäpper oder Grauschnäpper und der Trauerfliegenschnäpper oder Trauerschnäpper.

Die knapp spatzengroßen Fliegenschnäpper machen ihrem Namen alle Ehre, sie schnappen nach Fliegen, meistens von einer Sitzwarte aus, einem freistehenden Ast mit guter Übersicht. Kommt nun eine Fliege oder ein anderes Insekt dahergebrummt, so fliegt ihm der Fliegenschnäpper gewandt nach, erbeutet es mit dem Schnabel und kehrt nachher gewöhnlich auf die Sitzwarte zurück. In Anpassung an die Ernährungsweise ist der breite, flache Schnabel von langen, steifen Federborsten umgeben, die wie eine Reuse wirken und die fliegenden Insekten in den geöffneten Mund leiten.

Der Grauschnäpper hat ein schlichtes graubraunes Federkleid mit zart längs gestreifter Brust. Der Trauerschnäpper ist

bedeutend dunkler gefärbt, deshalb die Vorsilbe Trauer in seinem Namen. Beim Männchen unterscheidet der Ornithologe 7 verschiedene Farbtypen, die von einer rein schwarzen bis zu einer einfarbig graubraunen Oberseite reichen. Die Männchen des schweizerischen Mittellandes haben eine weiße Vorderstirne, einen großen weißen Flügel Fleck und eine weiße Unterseite im sonst schwarzen Gefieder.

Farbvarianten und Farbabweichungen kommen auch bei andern Vogelarten vor. Am bekanntesten ist wohl der Albinismus, die Weißfärbung der Federn. Beim relativ häufigen Teilalbinismus sind nur einzelne Federn weiß. Beim seltenen totalen Albinismus fehlt in allen Zellen das Enzym Tyrosinase, ohne das kein schwarzer Farbstoff Melanin gebildet werden kann. Ohne Melanin wird eine sonst schwarze Amsel oder Krähe rein weiß. Farbstoffe für das Gefieder bildet der Vogel längst nicht alle selbst. Die gelben und roten Karotinoide oder Lipochrome nimmt er mit der Nahrung auf. Das rote Karotin der Flamingos stammt aus Algen, Salinenkrebse und Salzfliegen. Fehlen diese in der Nahrung, so bleibt das Flamingogefieder weiß.

Das Blau im Gefieder wird durch keinen Farbstoff erzeugt, sondern beruht auf einer besonderen Federstruktur, die aus dem Sonnenlicht die Wellenlänge Blau reflektiert und die andern Wellenlängen schluckt. Neben den Pigmentfarben wie Melanin und Lipochromen und den Struk-

turfärbt wie dem erwähnten Blau gibt es noch eine dritte Möglichkeit, die Haftfarben, die sich erst später, das heißt nach der Verhornung, von außen an die Federn anlagern. Diese Haftfarben stammen entweder aus dem Sekret der Bürzeldrüse, der einzigen äußeren Drüse des Vogelkörpers, oder aus dem Biotop des Vogels. Die rostrote Farbe des Bartgeiers zum Beispiel ist tatsächlich Rost, der bei dem engen Kontakt des Gefieders mit dem eisenhaltigen Gestein seines Lebensraumes im Gebirge haften bleibt.

Laubsänger

Auf dem Boden unserer Stadt nisten drei Laubsängerarten: Weiden-, Fitis- und Waldlaubsänger. Alle drei Arten gleichen sich äußerlich sehr. Es sind kleine, rastlose Vögelchen, deren Oberseite oliv- bis graugrün, die Unterseite gelblich bis silberweiß gefärbt ist.

Das Weibchen, das sich äußerlich nicht vom Männchen unterscheidet, baut aus Halmen und Blättern ein backofenförmiges Nest mit seitlichem Eingang entweder auf oder knapp über dem Boden.

In bezug auf die Stimme und die Ansprüche an den Lebensraum bestehen deutliche Unterschiede zwischen den Laubsängerarten.

Den unverwechselbaren, eintönigen Gesang des Weidenlaubsängers, der häufig-

sten Laubsängerart Aaraus, hört man im Frühling und Sommer überall in den busch- und baumreichen Außenquartieren und in den Wäldern. Sein zweiter Name, Zilpzalp, ist ein Klangbild seines Gesanges, der im übrigen ähnlich tönt, wie wenn ein Kassier beim Zählen des Geldes Münzen aufeinanderlegt. Zwischenhinein läßt der Zilpzalp auch ein feines «Brrr» hören, das entfernt an das Geräusch einer alten Additionsmaschine erinnert.

Der Waldlaubsänger bewohnt, wie der Name sagt, geschlossene Wälder mit geringer Bodenvegetation. Sein Gesang besteht aus zwei Teilen, einem Schwirren und einer Folge von anschwellenden Pfeiftönen. Das Schwirren, das ihm zum zusätzlichen Namen Waldschwirrvogel verholfen hat, wird im flatternden Balzflug vorgetragen und tönt wie ein Velosorex, das angestoßen wird, oder ein alter Zehnder-Töff, dessen Motor abstirbt. Die Pfeiftöne läßt der Vogel im Sitzen erklingen.

Der seltenere Fitislaubsänger bevorzugt die Auenwälder an der Aare. Sein flötender und wohltönender Gesang erinnert an den Buchfinkenschlag, ist aber weniger hart.

Gartenbaumläufer

Der Gesang des Gartenbaumläufers erklingt im Frühling oft in den Gärten, Parks und Laubwäldern Aaraus. Zu Ge-

sicht bekommt man den kleinen, lebhaften Vogel viel seltener, da er oberseits ein rindenfarbig getarntes Gefieder hat und sich bei Gefahr gegen die Borke des Baumes drückt und reglos verhält.

Der lange und gebogene Schnabel ermöglicht es dem Baumläufer, Insekten, Spinnen und Insektenlarven aus Ritzen und Spalten zu holen. Er sucht den ganzen Tag nach Nahrung, indem er einen Baum meistens unten anfliegt, nachher spiralförmig am Stamm nach oben klettert und zuletzt auch noch die Äste absucht. Vom Wipfel eines Baumes schwingt er sich hinab und fliegt an den Fuß des nächsten Stammes. Wie die Spechte verfügt der Baumläufer über einen Stützwanz, auf den er sich beim Klettern am Stamm abstützt. Die Mauser dieser Federn läuft wie bei den Spechten ab, die beiden innersten fallen als letzte aus, wenn die andern schon gemausert sind, so daß immer eine Stütze vorhanden ist. Am Abend sucht er einen Unterschlupf auf, ein Baum- oder Mauerloch, in dem er die Nacht senkrecht hängend, auf den Schwanz gestützt und mit dem Kopf unter den Flügeln, verbringt. Gelegentlich findet man bis zu 20 eng aneinandergepreßte Baumläufer in der gleichen Höhle.

Sein Nest baut er in Spalten und Höhlungen, besonders gern hinter abstehenden Rindenstücken.

Meisen

Von den neun in der Schweiz vorkommenden Meisenarten kann man in Aarau deren sechs beobachten: Kohl-, Blau-, Tannen-, Hauben-, Nonnen- und Schwanzmeise, wobei die letztgenannte in jüngster Zeit wohl nicht mehr regelmäßig in unsern Wäldern gebrütet hat.

Meisen sind kleine, rundliche, kurz-schnäblige Vögel mit starken Kletterfüßen. Männchen, Weibchen und Juvenile unterscheiden sich kaum. Es sind sehr bewegliche und lebhaft Vögel, die geschickt im Gezweig von Bäumen und Sträuchern herumturnen und dabei ständig Sämereien und Insekten samt deren Entwicklungsstadien ablesen. Größere Nahrungsbrocken werden mit den Zehen festgeklemmt und mit dem Schnabel geschickt zerkleinert, oft sogar in hängender Stellung.

Wegen ihrer unentwegten Regsamkeit und zur Aufrechterhaltung ihrer hohen Körpertemperatur von gut 40 Grad brauchen die Meisen relativ viel Nahrung. Eine einzelne Meise verzehrt pro Tag etwa 1000 Insekten und eine ganze Familie pro Jahr bis zu einem Zentner. Da sich darunter viele Forst- und Obstbaumschädlinge befinden, werden Meisen als natürliche Schädlingsbekämpfer sehr geschätzt, um so mehr, weil sie keinerlei Schaden anrichten. Zudem können sie sich bei günstigen Bedingungen sehr rasch vermehren, zwei-

mal im Jahr werden 5–14 Eier gelegt, und die zahlreichen Jungen sind schon im nächsten Frühling selbst fortpflanzungsfähig. Ihre Nester bauen sie in Höhlungen jeglicher Art. Als Nistmaterial dient vorwiegend Moos, gepolstert werden die Nester mit Haaren und Federn. Die meisten Meisenarten beziehen sehr gerne Nistkästen. Nach Abschluß der Brutzeit bilden sich umherstreichende Meisengesellschaften, denen sich manchmal auch andere Vogelarten wie Kleiber, Goldhähnchen und Baumläufer anschließen.

Im Winter, den die Meisen als Stand- und Strichvögel hier verbringen, brauchen die kleinen Vögel zur Aufrechterhaltung der hohen Körpertemperatur mehr Nahrung als im Sommer, da der Wärmeverlust durch die Haut bei der im Verhältnis zum Volumen großen Körperoberfläche beträchtlich ist. Bei tiefen Temperaturen beginnen die Vögel zu zittern. Muskelagonisten und -antagonisten ziehen sich zusammen, so daß keine äußere Arbeit geleistet, wohl aber Wärme produziert wird. Im Gegensatz zu den meisten andern Warmblütern können Meisen in kalten Winternächten ihre Körpertemperatur um 5–12 Grad senken. Sie verlieren aber trotzdem noch bis zu 10 % ihres Körpergewichtes pro Nacht, vorwiegend natürlich Fett, das zur Wärme-Erzeugung verbrannt wird. Noch anpassungsfähiger sind Kolibris, deren Körpertemperatur bei Nahrungsmangel bis auf 20 Grad absinkt.

Den einsamen Rekord hält allerdings eine amerikanische Nachtschwalbenart, die einen regelrechten Winterschlaf mit einer Körpertemperatur von nur 6 Grad kennt. In jüngerer Zeit sind auch noch andere Winteranpassungsmechanismen bekanntgeworden. So ändert zum Beispiel das Weidenschneehuhn Alaskas im Winter nicht nur die Farbe der Federn, sondern auch das Isolationsvermögen des Gefieders, im Winter braucht es deshalb bei 30 Grad unter Null gleich viel Energie zur Aufrechterhaltung der Körpertemperatur wie im Sommer bei 0 Grad. In diesem Zusammenhang verdient auch der Gegenstrommechanismus im gefiederten Beinteil der Vögel Erwähnung, wo Arterien und Venen eng aneinanderliegen. Im Winter erwärmt bei dem engen Kontakt der Gefäße das vom Herzen kommende warme Arterienblut das aus den Beinen zurückfließende kalte Venenblut. Bis das Arterienblut im kälteexponierten Teil der Beine ankommt, hat es als Folge der Wärmeabgabe ans Venenblut fast die Umgebungstemperatur der Beine erreicht. Dank dieser Absenkung der Beintemperatur kann der Wärmeverlust durch die Beine auf ein Minimum reduziert werden. Im Sommer wird der Gegenstrommechanismus dadurch ausgeschaltet, daß nun nicht die Venen, die an der Arterie liegen, benutzt werden, sondern solche, die mehr an der Beinoberfläche, also getrennt von der Arterie, verlaufen. So kann überschüssige



3

Wärme durch die Füße an den relativ kühlen Boden abgegeben werden. Vogelbeine sind somit wechselwarm.

Nun wenden wir uns schleunigst wieder den Meisen zu. Die Kohlmeise, auch Spiegelmeise genannt, ist die größte und häufigste einheimische Meisenart. Das «Kohl» in ihrem Namen hat nichts mit dem Gemüse zu tun, sondern bezieht sich auf die kohlschwarze Kopfmaske und den schwarzen Streifen, der die gelbe Unter-

seite unterteilt. Von den über 15 bekannten Rufen tönt einer tatsächlich fast wie «d'Zyt esch do».

Die Blaumeise, die neben der Kohlmeise einzige Meise mit gelber Unterseite, erkennt man sofort an der blauen Kappe.

Die Tannenmeise, die kleinste Meisenart, lebt entsprechend ihrem Namen vorwiegend im Tannenwald. Sie ist unterseits hellbraun gefärbt und hat einen schwarzen Kehllatz, Scheitel und Nacken mit wei-



4

ßem Nackenfleck. Das noch nicht volle Gelege deckt sie beim Verlassen des Nestes mit Nistmaterial zu, was eine Ausnahme unter Kleinvögeln darstellt. Eine weitere Besonderheit der Tannen- und Nonnenmeise ist das Anlegen von kleinen Vorräten an Sämereien in Rindenritzen für den Winter. Der Nonnenmeise hat ihre glänzend schwarze Kopfplatte zum Namen verholfen. Wegen ihrer sumpfig-graubraunen Unterseite heißt sie auch Sumpfmeise.

Besonderes Kennzeichen der Haubenmeise ist ihre dunkel gestreifte Haube. Namegebendes Merkmal der Schwanzmeise ist ihr auffallend langer Schwanz, der ihr zudem zum Namen Pfannenstielchen verholfen hat. Im Gegensatz zu den andern Meisen errichten Schwanzmeisen freistehende, kunstvolle, oben geschlossene Nester, die im Rohbau aus Moos erstellt, hierauf mit Flechten und Spinnweben getarnt und schließlich mit Federn

ausgepolstert werden. Das Einschlußfloch befindet sich seitlich im oberen Teil. Der Nestbau dauert 2–3 Wochen, obgleich beide Gatten hart arbeiten. Das Männchen dient dabei überwiegend als Handlanger.

In Redewendungen und Bauernregeln kommt die doch recht häufige und populäre Meise erstaunlicherweise kaum vor. «Eine Meise haben» sagt der Berliner von einem Menschen, der nicht recht bei Verstand ist.

Feldlerche

Vor einigen Jahren trillerte über dem Schachen und der unüberbauten Telli noch die Feldlerche. Ihr Aussterben in Aarau ist sehr zu bedauern, nicht nur wegen ihres ungemein abwechslungsreichen und ausdauernden Gesanges, sondern auch wegen besonderer Merkmale, die noch heute an ihre ursprüngliche Heimat, die Steppe, erinnern. Ihre stark verlängerte Hinterzehe erlaubt ein schnelles Schreiten über den lockeren Steppenboden. Als Trinkwasser genügt ihr der Tau, sie badet im Staub, errichtet ihr Nest am Boden, und ihr Revier markiert sie durch Singen im Fluge, da es in der wasserarmen Steppe bekanntlich keine Bäume hat, von denen herunter sie ihr Lied vortragen könnte. Sämereien schluckt sie unenthüllt, sie verschlingt deshalb auch Sand und kleine Kiesel, mit denen die Körner im Magen zerrieben werden.

In unserer Kultursteppe fühlte sich die Feldlerche bis in jüngster Zeit sehr wohl. Leider haben sich ihre Lebensbedingungen in den letzten Jahren drastisch verschlechtert. Gemäß einer neuen Studie der schweizerischen Vogelwarte Sempach tötet die heutige intensive Landwirtschaft mit dem häufigen Einsatz von schweren Maschinen, Düngern und Herbiziden 90 % der Feldlerchenjungen. Lange wird die Art diesen gewaltigen Aderlaß nicht verkraften können.

Meine Übersicht über die Vogelwelt der Stadt Aarau werde ich in den nächsten Neujahrsblättern mit den Brutvögeln in Aaraus Wäldern abschließen.